

Grossmutter's Tod

Autor(en): **Schoenhoff, Gert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **46 (1942-1943)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668657>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Großmutter's Tod

Vierundachtzig Jahre alt ist Großmutter geworden.

Sechzig Jahre hatte sie in ihrem Dorf im Danziger Werder gelebt, war dort geboren, eingeseget und getraut worden, hatte fünf Kinder groß gezogen, drei Söhne und zwei Töchter, hatte einen Sohn dem Strom als Opfer geben müssen, wie so manche Mutter im Weichsellande, und war vor lauter Mühe und Plage gar nicht dazu gekommen, das Schwinden der Zeit zu beachten.

Sechzig Jahre zählte sie, als der Großvater starb, der nur vier Jahre älter war als sie. Sie verkaufte ihr Häuschen und das Stückchen Land, das sie allein nicht mehr bearbeiten konnte, mietete sich im Dorfe ein Wittwenstübchen und schickte sich an — wie sie sagte — Rentier zu leben. Sorgen hatte sie nicht. Die beiden Töchter waren verheiratet; Hanne, die Älteste, an einen Beamten in der Großstadt; Lene, die Jüngste, an einen biedern Fleischermeister in einer Kleinstadt im Werder. Die Söhne, Wilhelm und Gerhard, die noch unverheiratet waren, standen ebenfalls schon auf eigenen Füßen. Sie hausten zusammen auf einem großen Schlepplahn, mit dem sie als selbständige Schiffsführer Frachten von Polen nach Danzig und von Danzig nach Berlin vermittelten.

Eine Zeitlang lebte Großmutter in ihrem beschaulichen Ruhestand. Dann aber überraschte sie eines Tages ihre Kinder mit der Eröffnung, daß sie mit den Söhnen auf dem Rahn reisen wolle, um sich „de Wält to bekicke“.

Also kam Großmutter mit ihren sechzig Lenzen auf den Weichselfahn und fuhr immer zwischen Warschau und Danzig und Danzig und Berlin hin und her, führte in der kleinen blitzsauberen Kajütenwohnung das Regiment, stand auch mal mit am Steuer und guckte sich die Welt an. Als sie zum erstenmal in die Reichshauptstadt kam, schimpfte sie sehr, daß „där luter Hierer de Wält nicht to sehne wär“, aber als sie dann wieder in der Heimat war, wußte sie merkwürdigerweise gerade von Berlin und seinen Häusern am meisten zu erzählen.

Überhaupt war Großmutter eine gute Erzählerin. Wenn sie im Winter in ihrem warmen Stübchen im Dorfe saß — der Rahn fuhr nämlich nur im Sommer — dann fanden sich oft die Frauen

und Mädchen aus der Nachbarschaft bei ihr ein, und dann fing sie an zu erzählen. Die gruseligsten Gespenstergeschichten und die schönsten Liebesgeschichten bunt durcheinander, und wenn die Zuhörerinnen vor lauter Spannung das Heimgehen vergaßen, dann schalt sie: „Dummet tich, es so allet nich woehr!“ und lachte. Das hieß, daß sie das Erzählte selber erdichtet hatte.

Obwohl Großmutter weder lesen noch schreiben konnte (darauf war in ihrer Jugend noch nicht so großes Gewicht gelegt worden), war sie doch klüger und gewitzter als so mancher Studierte. Sie kannte die Natur und ihre Gaben und wußte gegen jede Krankheit ein Mittel und gegen jeden Schmerz einen Trost. Von den Ärzten und ihrer „niemodschen“ Kunst hielt sie nicht viel (zumal sie selbst in ihrem ganzen Leben nie krank gewesen war). Auch von dem Seelsorger wollte sie nichts wissen. „Eck bruck keen Wärmund, wahn eck met dem Härgott vätehere well“, pflegte sie zu sagen, und in die Kirche ging sie nie, weil „de lewe God sich met Sänge un Bede doch nich bestäke laht“.

Mit dem Weltenschöpfer stand sie überhaupt auf etwas gespanntem Fuße. Sie verübelte ihm so mancherlei Dinge, die er ihrer Meinung nach nicht ganz richtig gemacht hatte. Aber wenn ein besonders starkes Gewitter kam und nicht über die Weichsel konnte, dann nahm sie doch ihre alte Bibel oder das Gesangbuch zur Hand und begann laut daraus zu lesen. Manchmal hielt sie dabei das Buch verkehrt, so daß die Buchstaben auf dem Kopfe standen, aber die Seitenzahl stimmte immer, denn die Ziffern kannte Großmutter merkwürdigerweise genau, und rechnen konnte sie sogar sehr gut. Alle biblischen Geschichten und alle Gesangbuchlieder las sie auswendig, und selten war ein Wort falsch oder an unrichtiger Stelle. Einige Jahre fuhr Großmutter mit ihren beiden Söhnen immer zwischen Warschau und Berlin hin und her und fühlte sich sehr wohl dabei. Als die Söhne dann schließlich heirateten und jeder seinen eigenen Hausstand gründete, übersiedelte sie zu ihrer jüngsten Tochter, Lene, in die wohlbestallte Fleischerei.

Hier lebte sie nun wieder „Rentier“. Immer hübsch und adrett angezogen, eine seidene Tändel-

schürze über dem schwarzen Tuchkleide, ein schwarzes Spitzenhäubchen auf dem weißen Scheitel, saß sie auf ihrem Lieblingsplatz am Fenster, strickte für die immer zahlreicher werdende Enkelschar Strümpfe und beobachtete dabei das kleinstädtische Treiben auf dem Marktplatz.

Immer älter wurde Großmutter und dabei immer jünger. Wenn jemand fragte, wie man so zu fragen pflegt: „Na, Großmutter, leben Sie immer noch?“ dann lachte sie: „Worum sull eck nich: De pohr Joarkes bet hundert, de war eck schons noch schaffe.“

Großmutter wurde siebzig Jahre alt, sie wurde achtzig, und immer noch brauchte sie keinen Arzt, keinen für den Körper und keinen für die Seele. Sie wurde Urgroßmutter und strickte für die Ur-enkel genau so Strümpfe, wie sie sie für die Enkel gestrickt hatte.

Der große Krieg kam; zwei Enkelsöhne und der Schwiegersohn Fleischermeister blieben im Felde. Gerhard, ihr eigener Jüngster, folgte seiner vorangegangenen Frau in den frühen Tod. Ringsum starben Verwandte und Bekannte — Großmutter lebte immer noch. — Der Krieg ging vorüber. Großmutter hatte die vierundachtzig erreicht, aber ihr Rücken war noch ungekrümmt und ihr Geist ungetrübt. Zu ihrem alten Groll gegen den Herrgott kam nun noch der, daß er ihre liebe Danziger Heimat, die schon soviel Schweres durchgemacht hatte, nun wieder von der deutschen Mutter losreißen ließ. „De lewe God es Jungesahl, de käämert sich nich um siene Ringer“, sagte sie mit bitterem Humor.

Dann aber geschah es doch, daß Großmutter ins Krankenbett mußte. Bald nach ihrem vierundachtzigsten Geburtstag. Sie war die Kellertreppe hinuntergefallen und hatte sich dabei ein Bein gebrochen. Da lag sie nun und konnte sich nicht helfen und mußte es dulden, daß der Arzt kam. Sie schimpfte wie ein Rohrspatz, aber es half nichts: sie mußte zu Bett bleiben, das erste-mal in ihrem Leben länger als drei Tage.

Der Doktor kam beinahe täglich, und sein Gesicht wurde immer bedenklicher. Und eines Tages sprach er insgeheim mit der Tochter, und als er gegangen war, konnte diese ihre Tränen nicht ver-

bergen. „Wat grienste?“ forschte Großmutter mißtrauisch. „Eck grien doch nicht. Eck haw Zippelle jeschnede“, log Lene.

„Bätahl keene Märkes. Eck starw noch nich!“

Der Sohn Wilhelm kam, der längst nicht mehr Rahn fuhr, sondern Haus und Hof im Werder sein eigen nannte. Die Tochter aus der Großstadt kam mit der jüngsten Enkelin. „Bot well jie?“ fuhr Großmutter sie an. „Eck sie noch nich up'm Dodebett.“ Die Nachbarn kamen und zeigten betrübt Mienen. „Det gefft noch keen Leichschmaus“, fauchte Großmutter undkehrte das Gesicht zur Wand, sie, die sonst die Höflichkeit selber war. „Sull eck nich no dem Pfarrer schecke, Moder?“ fragte die Tochter eines Tages. „No dem Pfarrer? Beste woll dwatsch? Wat sull de Mann?“ — „Eck meen blot — eener kahn nich weete wat nachher käämt —“

„Onsenn! Wo sull dat bette Loft noch hää?“

Großmutter wurde schwächer und schwächer, jedoch vom Pfarrer wollte sie nichts wissen. Dann aber kam der Pastor doch wie von ungefähr.

„Ich habe gehört, daß Sie einen kleinen Unfall hatten, Großmutter“, sagte er, „und da Sie doch zu meinen Schäflein gehören, wenn Sie sich auch um Ihren Hirten nie gekümmert haben —“ „Bin trotzdem nich in die Irre gegangen“, schnitt Großmutter ihm grob die Rede ab.

„Das habe ich auch nicht sagen wollen“, antwortete der Geistliche mild. „Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht und mich ein bißchen mit Ihnen unterhalten.“

Unterhalten! O ja, das wollte Großmutter immer noch! Über eine Stunde blieb der Pfarrer mit ihr allein. Worüber sie gesprochen haben, davon hat er nie etwas verlauten lassen. Nach dieser Stunde aber konnte er die Tochter hereinrufen. Großmutter, die schon seit Tagen keinen Appetit mehr auf leibliche Nahrung hatte, nahm die Speise des Himmels aus der Hand des Priesters, und als der Pfarrer sie zum Abschied fragte, wie sie sich nun fühle, flüsterte sie: „Dank schön, Herr Pfarrer. Nu hab' ich alles, was ich brauche.“

Lächelnd drehte sie den Kopf zur Seite, schloß die Augen und ging still ein zu ihrem Herrgott, mit dem sie endlich doch Frieden gemacht hatte.

Gert Schoenhoff.